

Ja zu dezentraler Versorgung

Das Gesundheitsleitbild, welches der Kanton am Mittwoch in Chur vorgestellt hat, fördert explizit die dezentrale Versorgung. Das kommt in der Region gut an.

JON DUSCHLETTA

Die Gesundheitsregion Unterengadin mit dem Center da sandà Engiadina Bassa (CSEB) stand dem kantonalen Gesundheitsleitbild ein Stück weit Pate. Marion Thalmann, sie ist die Projektleiterin des Gesundheitsleitbildes Graubünden 2026-2036, sagt im Gespräch mit der «Engadiner Post», man habe bei der Ausgestaltung des Leitbildes sehr wohl geschaut, was im Unterengadin gut gemacht wird. Immerhin wird dem preisgekrönten Unterengadiner Versorgungsmodell Vorzeigecharakter attestiert.

Gespannt hat in Chur auch die Vorsitzende der neu gegründeten Oberengadiner Stiftung Sanadura, Isabel Wenger, den Ausführungen von Marion Thalmann und ihren Mitstreitern zugehört. Sie zeigte sich auf Nachfrage erfreut über die Zielrichtung des Gesundheitsleitbildes. Dieses setzt auf die Weiterführung der bewährten dezentralen Gesundheitsversorgung und kommt damit den Bedürfnissen peripherer Regionen bestmöglich nach. Doch auch für Wenger ist klar, dass nicht alles, was gewünscht ist, auch machbar und umsetzbar ist. Dazu gehören auch medizinische Dienstleistungen. Zu Wort kommt auch der CSEB-Direktor Joachim Koppenberg.

Seiten 3 und 11

Good News aus Chur

Das am Mittwoch in Chur vorgestellte Gesundheitsleitbild Graubünden 2026-2036 kommt im Engadin gut an. Es zeigt, dass im Oberengadin mit der Stiftung Sanadura, vor allem aber im Unterengadin mit dem Center da sandà Engiadina Bassa vieles schon richtig aufgegleist ist.

JON DUSCHLETTA

Es sind Zahlen, die den demografischen Wandel in Graubünden in aller Deutlichkeit aufzeigen: Im Durchschnitt sind gut 23 Prozent der Bündnerinnen und Bündner älter als 65. In Randregionen wie der Val Müstair oder dem Bergell liegt dieser Anteil sogar bei 35 Prozent und höher. Hinzu kommt der stete Geburtenrückgang. Zwischen 1974 und 2024 ist die Zahl der Geburten im Kanton um fast 34 Prozent zurückgegangen, seit 2016 um gut 16 Prozent.

Dies hat massgeblichen Einfluss auf das Gesundheitswesen, auf Kosten, Fachkräfte oder Standorte. Unabhängig von Überalterung und Geburtenrückgang ist die Bevölkerung im Kanton in den letzten zehn Jahren durchschnittlich um gut fünf Prozent gewachsen. Mit markanten, regionalen Unterschieden, wie die Rubrik «Zahlen und Fakten» des Gesundheitsleitbild Graubünden 2026-2036 aufzeigt: Churer Rheintal plus neun Prozent, Val Müstair minus 6,7 Prozent.

«Wir haben Hausaufgaben gemacht»

Am kantonalen Gesundheitsleitbild haben in Fokusgruppen der Puschlaver Hausarzt und Vertreter des Centro sanitario Valposchiavo, Christian Raselli, der Chefarzt Radiologie am Spital Oberengadin, Jens Fischer und der Direktor des Center da sandà Engiadina Bassa (CSEB), Joachim Koppenberg mitgewirkt, als Berater im Kernteam auch der VR-Präsident des CSEB, Philipp Gunzinger.

Joachim Koppenberg zeigte sich auf Anfrage aus zwei Gründen sehr zufrieden mit dem Leitbild: «Es ist wichtig und erfreulich, dass der Kanton die Gesundheitszentren über den Weg der dezentralen Gesundheitsversorgung stärken will.» Auf strategischer Ebene hätte man so die Bestätigung erhalten, am CSEB mit dem früh eingeschlagenen Weg der dezentralen und in-



Das Gesundheitswesen ist ein komplexes Themengebiet und betrifft in besonderem Masse auch periphere Regionen. Symbolfoto: Jon Duschletta

tegrierten Versorgung richtig zu liegen und auf diesem weitergehen zu können. «Wir haben ganz offensichtlich unsere Hausaufgaben gemacht. Und weil wir strategisch keine komplette Kehrtwende machen müssen, können wir unsere weitere Entwicklung auch so planen wie bisher», freute sich Koppenberg.

Zweiter Grund zur Freude: «Wir haben uns immer dafür stark gemacht, nicht mehr zu wollen und zu brauchen, als wir haben, dafür im Gegenzug aber auch keine Leistungen abbauen müssen, beispielsweise Einschränkungen in den OP-Zeiten oder die Abschaffung der Geburtshilfe.» Zumindest nicht sofort. Das Leitbild sehe nämlich für Anpassungen in der Matrix der Gesundheitsregion Unterengadin die vierte Prioritätsstufe vor. Dies bedeute, dass man sich über deren generelle Ausgestaltung in sieben oder acht Jahren wieder Gedanken machen soll.

Positiv aus Sicht der Sanadura

Das kantonale Gesundheitsleitbild formuliert fünf Zielrichtungen: die digitale Transformation, eine integrierte Versorgung respektive regionale Versorgungssicherheit, dann Demografie und Fachkräfte, Angebot und Kooperation sowie Finanzierung und regulatorische Ge-

staltungsspielräume (siehe EP/PL vom 21. Mai.)

In Chur verfolgte auch die St. Moritzer Gemeinderätin Isabel Wenger die Präsentation des Gesundheitsleitbildes. Die Ökonomin und unabhängige Unternehmensberaterin ist Vorsitzende des Gesundheitsrates der neu gegründeten Stiftung Sanadura, der öffentlich-rechtlichen Anstalt für die Gesundheitsversorgung im Oberengadin. Gegenüber der «Engadiner Post» stellte auch sie der generellen Ausrichtung des Gesundheitsleitbildes ein sehr gutes Zeugnis aus: «Es zielt genau in die Richtung, die Sanadura bereits eingeschlagen hat. Wir freuen uns, dass sich der Kanton zur dezentralen Gesundheitsversorgung bekennt, die saisonalen Schwankungen aufgrund des Tourismus anerkennt und auch, dass diesen Rechnung getragen werden muss.» Das stärke in gewisser Weise auch die Position des Spitals Oberengadin in Samedan wie auch der Klinik Gut in St. Moritz, so Wenger. «In unserem Sinne ist auch, dass man die Versorgungsqualität als zentrales Kriterium ansieht und von der Idee wegkommt, überall alle medizinischen Leistungen anbieten zu wollen.» Vielmehr solle das, was an einem Standort angeboten wird, in bestmöglicher Qualität getan werden. «Und dazu braucht es

möglichst viele Patienten, die aus dem ganzen Kanton an wenigen Orten gebündelt werden.»

«Es hilft, Fachkräfte zu behalten»

Dass im Rahmen des Leitbildes auch die Leistungserbringer in den Regionen ihren Beitrag leisten müssen, habe ebenso einen positiven Effekt wie die Absicht einer verstärkten Kooperation zwischen den Gesundheitsinstitutionen, so Isabel Wenger. «Das ist gut, um Fachkräfte zu behalten, weil die Arbeitsstellen interessanter werden, wenn man sich zwischen den verschiedenen Spitälern austauschen kann.» Das gelte übrigens über die beiden Oberengadiner Gesundheitsinstitutionen und das Kantonsspital in Chur hinaus und beinhalte beispielsweise auch den Kontakt ins Unterengadin zum dortigen Spital in Scuol und dem Center da sandà Engiadina Bassa.

Sehr erfreut zeigte sich Isabel Wenger auch über die Bereitschaft des Kantons, massiv in die digitale Transformation zu investieren. Den bestehenden Systeme fehle es nämlich an einer wirklich guten Schnittstelle, bemängelt sie. Das Teilen von behandlungsrelevanten Patienteninformationen zwischen Spital, Hausarzt oder Altersheim laufe heute vielerorts über verschiedene Systeme, welche die Daten dann letztlich trotzdem oft wieder in Papierform generierten. «Wenn man es im Rahmen der digitalen Transformation schafft, diese Durchgängigkeit zu verbessern, so passiert das im Sinne des Patientenwohls, vermindert Reibungsverluste und verringert unnötige Nachfragen.» Dies sei gerade im Umgang und der Betreuung älterer Patientinnen und Patienten wichtig, welche oft Behandlungen über einen längeren Zeitraum benötigten, in welche entsprechend auch mehrere behandelnde Einheiten involviert seien, von der Hausärztin über die Apotheke bis hin zu medizinischen oder therapeutischen Behandlungen, so Wenger. Da habe, fügt sie an, durch den gescheiterten Versuch ein elektronisches Patientendossier einzuführen, durchaus ein Umdenken stattgefunden. «Aus Oberengadiner Sicht ist die Digitalisierung als strategischer Schlüssel begrüssenswert sowie auch der Wille des Kantons, Geld zu investieren in die Entwicklung von entsprechenden Projekten», so Isabel Wenger.

Lesen Sie das Interview mit der Projektleiterin des Leitbildes, Marion Thalman, auf Seite 11 dieser Ausgabe.

Siehe: www.gesundheitsleitbild.gr.ch

«Fachkräftemangel und Digitalisierung treiben uns voran»

Marion Thalmann hat als Projektleiterin massgeblich am kantonalen Gesundheitsleitbild 2026 – 2036 mitgewirkt. Sie wehrt sich gegen den Vorwurf, mit dem Leitbild einen Papiertiger produziert zu haben und analysiert im Gespräch die Situation in Südbünden wie auch jene der Hausärzte.

JON DUSCHLETTA

Engadiner Post/Posta Ladina: Marion Thalmann, ein auf zehn Jahre ausgelegtes Leitbild mit Handlungsempfehlungen und strategischen Zielen in einem äusserst komplexen Themengebiet wie dem Gesundheitswesen, ist da ein neuer Papiertiger geschaffen worden? Marion Thalmann*: Kantonale Strategien können diese Gefahr tatsächlich in sich bergen. Dadurch, dass wir aber für jedes strategische Ziel die Stossrichtung definiert haben und auch, wer welche Verantwortung zu tragen hat, ist klar zugewiesen, wer was zu machen hat. Diese Zuweisung wird selbstverständlich im Gesundheitsamt angeschaut und geprüft, und es wird auch geschaut, wer was machen muss oder welche Projekte wann aufzulegen sind. Die Umsetzung der im Leitbild aufgeführten strategischen Ziele ist mit Gesetzesanpassungen verbunden. Das heisst, auch der Grosse Rat wird bei der Konkretisierung noch mitreden.

Gibt es auf den kantonalen Ämtern die nötigen personellen Kapazitäten, um ein solches Leitbild umzusetzen?

Es sind Massnahmen auf verschiedenen Ebenen geplant. Das Gesundheitsleitbild ist für Institutionen, Gesundheitsversorgungsregionen und Kanton ein Wegweiser, der hilft, in den kommenden zehn Jahren strategische Entscheide zu fällen. Entsprechend wird dann im Gesundheitsamt das Personal auch eingesetzt. Es gibt aber auch Massnahmen, welche die Leistungserbringer und die Gesundheitsversor-

gungsregionen betreffen. Die Belastung ist also relativ gut verteilt. Kommt hinzu, dass die einzelnen Gesundheitsversorgungsregionen eigene Strategien entwickelt haben. Das Leitbild dient ihnen als Gradmesser. Heisst, sie kennen nun auch die Anliegen des Kantons besser und können ihre Massnahmen darauf abstimmen und wo nötig anpassen.

Im Unterengadin besteht mit dem Center da sandà Engladina Bassa (CSEB) ein gut funktionierendes Gesundheitsversorgungsmodell. Muss das CSEB nun sein bewährtes Konzept überdenken und dem neuen Leitbild anpassen oder stand das Unterengadiner Modell dem Leitbild Pate?

Wir haben sicher bei ihnen geschaut, was sie gut machen. Sie setzen zum Beispiel das Case-Management sehr gut um. Aber auch weitere Faktoren haben auf das aktuelle Leitbild Einfluss genommen. Es geht nicht darum, das, was gut läuft, zu verschlechtern, sondern darum, schon heute zukünftige Herausforderungen zu erkennen und darauf reagieren zu können. Das wird zum Teil sicher auch im Unterengadin ein Thema sein. Auch dort wird es in den nächsten fünf bis zehn Jahren eine Nachfolgeplanung und einen Umbau geben. Und dort hilft dann das Leitbild, sich an den Ideen des Kantons zu orientieren und zu entscheiden, wie es weitergehen soll. Aber im Prinzip bleibt die Gesundheitsversorgung im Unterengadin bestehen, wie sie aktuell ist. Es ist eine Organisation, die sehr gut aufgestellt ist, sehr gut funktioniert und auch sehr gut geführt ist, und das soll auch weiterhin so bleiben.

Funktioniert das Unterengadiner Modell aus Ihrer Sicht so gut, weil es eine Region betrifft, die, beispielsweise im Vergleich zu Chur, nur schwach bevölkert ist, oder gibt es noch andere Gründe?

Ich denke, es ist mehrschichtig. Das Unterengadin arbeitet schon länger an der Strategie einer integrierten Gesundheitsversorgung, hat dementsprechend eine klare strategische Ausrichtung und eine Vision, wie die Gesundheitsversorgung funktionieren soll. Es zeigt sich



Marion Thalmann attestiert der Region Gesundheitsversorgung Unterengadin nationalen Vorzeigemodell-Charakter.

Foto: Jon Duschletta

jetzt, dass die fundierte Arbeit von Verwaltungsrat und Geschäftsleitung Früchte trägt. Dann gibt es Perspektiven des operativen Managements, welches selbst ebenfalls sehr gut funktioniert und Herausforderungen wahrnimmt und bearbeitet. Es gibt aber auch die touristischen Themen, die dort einfließen und auch politische Themen, die bearbeitet werden. Deshalb gilt das Unterengadin schweizweit als ein Vorzeigemodell und wurde dafür auch schon ausgezeichnet. Auf das Unterengadin schaut man, weil es auch anderswo solche Bergregionen gibt, die sich ebenfalls in diese Richtung entwickeln wollen.

Noch stärker stand in letzter Zeit das Oberengadin im Fokus. Wie beurteilen Sie diese Gesundheitsregion?

Das Oberengadin hat andere respektive explizitere Herausforderungen als andere Regionen im Kanton. Es wurde jetzt ein Weg beschritten und eine Lösung gefunden, und ich bin auch persönlich sehr gespannt, wie sich das weiterentwickelt. Ich stamme ursprünglich aus der Valposchivo, da ist das Thema der Zusammenarbeit der

Valli mit dem Oberengadin natürlich ein wichtiger Bestandteil. Ich hoffe sehr, dass das neue Modell jetzt erfolgreich umgesetzt werden kann.

Welchen Platz finden die grenznahen Südtäler im Leitbild?

Wir haben die Spitäler in den Südtälern als Basisspitäler bezeichnet und legen dort den Fokus auf eine stationäre innere Medizin. Das heisst, die dortigen Spitäler werden weiterhin stationäre Betten haben und auch den ambulanten Teil ausbauen können, weil man dies eben sehr gut auch dezentral anbieten kann. Das haben wir im Rahmen des Leitbildes so berücksichtigt.

Das Leitbild sieht eine Stärkung der Hausärzte vor. Solche gibt es aber immer weniger. Versucht man seitens des Kantons diese Berufssparte zu fördern oder ist das bloss der Versuch, etwas Unmögliches möglich zu machen?

Unser Gesundheitswesen basiert auf dem Baustein der Hausärzte. Wenn es die insgesamt nicht mehr gäbe, dann müsste das Gesundheitswesen grundsätzlich neu gedacht werden. In diesem Sinne denken wir nicht disruptiv, sondern entwickeln evolutiv. Und weil Hausärzte in diesen Überlegungen ein zentraler Baustein sind, ist es einerseits darum gegangen, wie man ihre Situation allgemein verbessern und wie man sie auch besser ins Modell integrieren kann. Andererseits ging es auch darum, welche alternativen Angebote es gibt. Ich denke da beispielsweise an pflegegeführte Modelle, für die wir offen sein müssen und wo wir auch schauen müssen, ob und wie man dafür eine Pilotfinanzierung umsetzen kann. Es geht dabei auch darum, die Basis an Fachkräften ein bisschen zu erweitern.

Trotzdem, Hausärztin oder Hausarzt scheint kein Wunschberuf mehr zu sein. Lohnt es sich, auf ein wackeliges Bein zu setzen, oder anders gefragt, gibt es in zehn oder 20 Jahren noch Hausärzte?

Ja, davon bin ich überzeugt. Es gibt dahingehend übrigens auch einen Gegentrend, das sieht man gesamtschweizerisch, und man versucht diesen in der Hausarztmedizin und im Studien-

gang weiterzuentwickeln. Aber klar, das Berufsbild der Hausärztin und des Hausarztes wird sich beispielsweise durch die Technologisierung weiter verändern. Es ist aber eine Aufgabe und eine Entwicklung, welche die Hausärzte selber machen müssen.

Vorab ältere Hausärzte dürften mit der Digitalisierung ihre liebe Mühe haben ...

... auch darum haben wir das Ziel der Digitalisierung mit ins Leitbild aufgenommen. Dort werden alle Stakeholder involviert werden müssen, damit wir sie entsprechend begleiten können. Natürlich ist es für die Hausärzte eine Herausforderung und auch eine hohe finanzielle Investition, wenn sie sich digitalisieren müssen. Es ist aber auch ein Know-how-Thema. Sie werden in die Projekte integriert und man wird gemeinsam versuchen, Lösungsmöglichkeiten zu entwickeln.

Das Gesundheitsleitbild ist auf zehn Jahren ausgelegt. Wo haben Sie das Gefühl, steht das Projekt 2039, und glauben Sie, dass zehn Jahre zur Umsetzung reichen?

Ich denke, wir werden dannzumal sicher einen guten Schritt weiter sein. Schon nur deshalb, weil uns der Fachkräftemangel und auch die Digitalisierung vorantreiben werden. Wir werden gewzungenemassen in diese Richtung gehen müssen. Und darum glaube ich, dass alle Beteiligten motiviert und auch gewillt sind, sich weiterentwickeln zu wollen. Ob wir 2036 dann schon 100 Prozent der Ziele erreicht haben, wird sich zeigen.

Siehe Themenbeitrag auf Seite 3

*Marion Thalmann (49) ist diplomierte Pflegefachfrau und Gesundheitswissenschaftlerin und hat die Ausarbeitung des Gesundheitsleitbildes Graubünden als Projektleiterin geführt. Sie wuchs in Poschivo auf und hat sich später in ihrem Studium zur Gesundheitsexpertin grundlegende Kompetenzen in Gesundheitswissenschaften, -ökonomie, Management und Prävention angeeignet. Sie war in verschiedenen Managementpositionen am Berner Inselspital tätig, an der Winterthurer Privatklinik Lindberg und bei der Medbase-Gruppe. Als begeisterte Sportlerin hat sie ihre Fähigkeiten auch als Ausbildungschefin im Schweizerischen Turnverband unter Beweis gestellt. Sie lebt in Neftenbach und ist heute selbständige Projektleiterin.